

Paulus Hochgatterer

Jugend jetzt

(Festrede, 75 Jahre (Offene) Kinder- und Jugendarbeit in Wien, Wien Museum, 23/06/2025)

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Festgäste!

75 Jahre. Eigentlich hätte ich gern über etwas gesprochen, das man mit 75 in der Regel längst hat, auf Grund der Umstände, in die man hineingeworfen wurde, und auf Grund der Erfahrungen, die man im Lauf der Zeit gemacht hat, über etwas, das vor allem dann mit nur geringen Veränderungen vorhanden bleibt, wenn es in der Kindheit und Jugend ausreichend stabil in einem grundgelegt wurde, über Identität. Identität – darüber hätte ich gern gesprochen, über dieses Ding, das mit dem Bedürfnis zusammenhängt, sich mit sich selbst eins, eben identisch, zu fühlen, außerdem mit einer Fülle an Zuschreibungen, die mit Herkunft zu tun haben, mit Einkommen, mit Bildung, Sprache und Kultur, mit ethnischer und politischer Zugehörigkeit. Ich hätte gern darüber gesprochen, in welcher Form Identität die Antwort auf die Frage: „Wer bin ich?“ ist oder, genauer: „Wer bin ich eigentlich?“, „Wer bin nur ich?“ Ich hätte die Sache wahrscheinlich ein wenig privat illustriert: Die konstante Seite von Identität mit meiner Frau, die, selbst Tochter einer Leopoldstädter Kindergärtnerin, immer noch am glücklichsten ist, wenn sie sich in dem Viertel aufhalten kann, in dem sie seit ihrer Geburt lebt, und die, wenn sie mit verzücktem Gesicht „Er ist halt doch der Schönste“ sagt, weder Denzel Washington noch Keanu Reeves, sondern den Stephansdom meint. Zur veränderlichen, adaptionsfähigen Seite der Angelegenheit wäre mir am ehesten Misha eingefallen, der siebenjährige Sohn unserer ukrainischen Nachbarn, der jetzt in die selbe Volksschule geht wie seinerzeit meine Frau, inzwischen Wienerisch spricht, beinahe als wäre er hier geboren, und die Kleine Spergasse als topographisches Segment seiner Identität in sich trägt, ganz ohne Zweifel.

Wie können wir Kindern zu so etwas wie Identität verhelfen? Wie macht das die Kinder- und Jugendarbeit in dieser Stadt schon seit 75 Jahren? Über

diese Dinge hätte ich gern gesprochen, den Fokus auf Kinder und Jugendliche gerichtet, in geboten optimistischem Ton.

Dann habe ich mich an einen Aufsatz des Wiener Psychoanalytikers Thomas Aichhorn erinnert, den er vor einigen Jahren in der Zeitschrift „Kinderanalyse“ publiziert hat – zwölf Seiten Text, der beste Einführungs-Crashkurs in Psychoanalyse, den ich kenne. In ihm beschreibt er unter anderem, wie sein Vater, August Aichhorn, der Begründer der psychoanalytischen Pädagogik, bei einer Gewerkschaftsversammlung für Jugendlagererzieher über „Die Psyche des Menschen im Pubertätszustand“ gesprochen hat, und er erinnert daran, dass die Etablierung der psychoanalytischen Pädagogik im Wien der Nachkriegsjahre und insgesamt die Entwicklung einer Kinderbetreuung, die nicht zum Gehorsam erziehen will, sondern nach den tieferen Ursachen von Not und Elend fragt, nur wirklich verstanden werden kann, wenn man sie als Ergebnis einer post- und antinationalsozialistischen Haltung begreift.

Der Umgang mit Kindern ist immer auch eine Frage von Haltung und der professionelle Umgang mit Kindern in seiner jeweils aktuellen Form kann nur verstanden werden, wenn man ihn auch als Reaktion auf die Gegebenheiten der Zeit versteht. Darüber möchte ich jetzt kurz reden, über die Gegebenheiten der Zeit, konkreter, über zwei Aspekte, über das Fremde und über die Wiederkehr des überwunden Geglaubten.

Das Fremde. Eine Geschichte. Sie spielt in meiner Kindheit und ist daher sehr persönlich. Dafür bitte ich um Pardon.

Das Fremde begegnete mir zum ersten Mal, als ich sechs Jahre alt war. Die Existenz des Buben, der das Fremde in mein Leben brachte, ist durch ein Klassenfoto abgesichert. Klassenfoto gab es jedes Jahr im Frühjahr und jedes Jahr lief es nach dem gleichen Muster ab. Die Älteren von Ihnen werden sich erinnern. Die Lehrerin sagte: „Kinder, morgen kommt der Fotograf“ und die Mütter wurden tätig. Die Garderobe wurde durchforstet, der Friseur trat in Aktion und das Ergebnis des Zähneputzens wurde kontrolliert. Am nächsten Vormittag wurden dann zwei Fotos angefertigt, eins vom Kind samt seinen Schulsachen, und eins von der ganzen Klasse.

Ich sitze auf dem Foto aus meiner ersten Volksschulklasse in der zweiten Reihe, in einer graugrünen Strickjoppe mit Silberknöpfen. Links neben mir, dunkelblond und schmalgesichtig, sitzt Peter. An der Rückwand der Klasse hängen eine Landkarte des Bezirks, in dem ich lebte, eine Rolltafel mit der damaligen Version der österreichischen Schulschrift und ein großer Bogen Packpapier mit einigen Sätzen. „Der Frühling ist da“, kann man lesen, „Die Vögel singen. Der Bauer pflügt das Feld.“ Die korrekte Position der Striche auf den Umlauten war unserer Lehrerin sehr wichtig, daran kann ich mich erinnern. An der rechten Seitenwand, oberhalb der Tür, ist das Porträt des

Bundespräsidenten zu erkennen. Franz Jonas (bevor Sie jetzt zu googeln beginnen: wir befinden uns im Jahr 1968)

Peter, der Bub neben mir, ging knapp zwei Monate in unsere Klasse, von April bis Juni. Eines Tages war er da, ganz plötzlich, und ebenso plötzlich war er wieder weg, das eine wie das andere Mal ohne Ankündigung. Dazwischen wohnte er in der Au, auf einem geschotterten Platz, der sonst als Holzlagerplatz diente, in einem Wagen auf Rädern, der aussah, als gehöre er zu einem Zirkus. Peter zeichnete Strichmännchen ohne Schuhe und ohne Kleider, schreiben und rechnen schien er noch gar nicht zu können, dafür kam er an der Kletterstange im Turnsaal bis ganz hinauf. Insgesamt sprach er wenig, nur in den Heimatkundestunden erzählte er immer wieder seltsame Dinge: vom Feuermachen, von Spanien und vom Meer. Unsere Lehrerin ließ ihn gewähren und meinte, er habe offenbar eine lebhaft Phantasie, und als ich meine Mutter einmal fragte, ob ich nach der Schule mit Peter nach Hause gehen dürfe, sagte sie, das komme gar nicht in Frage. „Das sind Scherenschleifer“, sagte sie, „bei denen muss man vorsichtig sein.“ Als ich ihm das sagte, schwieg Peter. Dann sagte er, sein Onkel schleife nicht nur Scheren, sondern auch die großen Messer, die man Schweinen in den Hals steche. Außerdem sei er in Spanien gewesen und dort habe er Affen gesehen, so richtig große, mit einem Pelz, mit dem sie auch durch den Winter kämen. Meine Mutter sagte, da könne ich es sehen, schon bei den Kindern von den Scherenschleifern müsse man vorsichtig sein; Affen gebe es nämlich weder in Spanien noch im Winter.

Kein Kind aus meiner Volksschulzeit ist mir so in Erinnerung geblieben wie dieser Bub, und die von meiner Mutter induzierte Scherenschleifer-Angst, die er durch die Geschichte vom Schlachtermesser noch größer machte, mag dabei genauso eine Rolle gespielt haben wie die Faszination, die von seinen sparsamen Reiseerzählungen ausging. Aus heutiger Sicht hat er mir, dem damals Sechsjährigen, auf einer unbewussten Ebene jene Fragen eingepflanzt, die mich heute immer noch interessieren:

Was ist es eigentlich, das wir Heimat oder Zuhause nennen? Definiert es sich durch Fundamente aus Beton, Wände aus Ziegeln und sturmfeste Dächer oder kann es auch an einem seltsamen zweiachsigen Wagen, der von einem kleinen Bedford-Laster gezogen wird, gebunden sein? Ist Heimat dort, wo ich mich zumindest ein paar Jahre aufhalte, zum Beispiel eine Volksschulzeit lang? Bin ich nur dort zu Hause, wo ich den Bundespräsidenten kenne und die Schulschrift richtig schreiben kann?

Vermutlich ist damals eine erste Ahnung von der Paradoxie des Unterwegsseins in mir entstanden; davon, dass man sich, wenn man alle paar Monate umzieht, Freiheit und die Sicherheit, ständig Neues zu erleben, dadurch erkaufte, dass man auf viele Beziehungen, auf Freundschaften zum Beispiel, verzichten muss. Vermutlich habe ich damals schon gespürt, dass

ein Bezirk, dessen Grenzen man auf einer Landkarte mit dem Finger nachzeichnen und von dem man sagen kann: „Das ist meiner“, zwar etwas Abstraktes ist, aber trotzdem etwas, das einem Halt gibt. Und vermutlich habe ich gespürt, dass die Erfahrung, dass einen keiner nach Hause begleiten darf, weil dieses Zuhause eine fragwürdige Angelegenheit zu sein scheint, für ein Kind ziemlich traurig sein muss.

Mit Sicherheit habe ich gespürt, dass es da etwas gibt, das stärker ist als Traurigkeit und Verzicht, stärker als die Skepsis der Lehrer und stärker als das Misstrauen unserer Mütter und Väter, etwas, das mit den Dingen zu tun hatte, von denen dieser Bub erzählte: mit Schlachtermessern, mit Spanien, mit Affen im Winter. Ich spreche von der Bedeutung des Fremden.

Das Fremde. Hätte man damals unsere Mütter und Väter gefragt, wie man denn zu Identität komme, zu einer Antwort auf die Frage: „Wer bin ich?“, hätten sie vermutlich nicht lange gezögert. „Das ist doch ziemlich klar“, hätten sie gesagt, „ergreife einen Beruf, nimm dir eine Frau oder einen Mann und tritt einer Partei bei. Aber der richtigen, bitte. Dann weißt du, wer du bist.“ Sie hätten damit auf jenen wichtigen Teil des Entstehens von Identität verwiesen, der mit existentieller Sicherheit, mit Beziehungskonstanz und mit der Gewissheit sozialer Zugehörigkeit zu tun hat, mit anderen Worten, mit der Notwendigkeit des Vertrauten. Identität ist – und das gilt auch in Zeiten exponentiell wachsender Beschleunigung, digitaler Medien und künstlicher Intelligenz – angewiesen auf Vertrautes, auf Konstanz und Kontinuität, auf die Sicherheit, dass das Gesicht der Mutter und die Landschaft beim Blick aus dem Fenster gleichbleiben, dass nach dem Tag die Nacht und auf den Montag der Dienstag folgt (die Sache mit den Jahreszeiten ist inzwischen nicht mehr so klar) und dass das Leben nicht in erster Linie aus Brüchen besteht. Einerseits.

Auf der anderen Seite, und das sollten wir uns immer wieder bewusstmachen, ist die Entwicklung von uns allen, zumal die Entwicklung junger Menschen, immer schon auch eine Bewegung in die Gegenrichtung gewesen – weg von den Eltern, weg von zu Hause, raus aus dem Nest, ein Verlassen des vertrauten Horizonts, überhaupt: weg vom Vertrauten und hin zum Anderen, zum Unbekannten, zum Fremden. In bestimmten Entwicklungsabschnitten sagen wir Trotzphase zu diesem Umstand oder – etwas später – Pubertät, in der Schule vielleicht oppositionelles Verhalten. Die Philosophen nennen das logische Angewiesensein des Vertrauten auf das Unvertraute, des Eigenen auf das Fremde, Dialektik, und die Theologen oder Transzendentalphilosophen verweisen möglicherweise darauf, dass unser aller Leben – zumindest auf einer unbewussten Ebene – in Wahrheit sowieso auf das ganz große Fremde ausgerichtet ist, das uns am Ende erwartet.

Nicht am Ende, sondern am Beginn des Lebens steht eine kleine Szene, die Sie alle kennen. Stellen Sie sich ein eineinhalbjähriges Kind vor. Stellen Sie sich jenen magischen Moment vor, in dem das Kind, das gerade erst laufen gelernt hat, sich in der Sicherheit seiner eben erworbenen motorischen Fähigkeiten von der Hand der Mutter löst, um die Ecke läuft oder durch die geöffnete Tür ins Nebenzimmer, sich umblickt und merkt, dass die Mutter weg ist. Das zutiefst Vertraute, die Mutter, fehlt plötzlich, alles ist neu, alles ist fremd, und es ist trotzdem nicht so, dass sofort die schiere Verzweiflung über das Kind hereinbricht, sondern zumindest für einen Augenblick ein Zustand der Balance herrscht, zwischen Erschrecken und Neugier, zwischen Umkehr und Vorwärtstreben, zwischen Angst und Euphorie. Für die Dauer dieses Augenblicks ist zum ersten Mal klar, dass das Wachsen eines eigenen Persönlichkeitskerns, von Identität, nur möglich ist, wenn das wahrgenommen werden kann, was außerhalb und getrennt von einem selbst existiert, dass ein Ich ohne das Andere nicht gedacht werden kann, dass das Eigene ohne das Fremde keinen Sinn ergibt. Ich denke, das sollten wir uns ab und zu klarmachen, vor allem, wenn wir mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben.

Das Fremde ist manchmal wunderbar, einladend, verführerisch, im Fernsehen, im Reiseführer, im Museum, im Urlaub. Das liegt auf der Hand. Das Fremde kann bedrohlich sein, überwältigend, abstoßend, in den sozialen Medien, in unserem Alltag. Auch das kennen wir. Dass wir das Fremde brauchen, um das Eigene zu entwickeln, zu bewahren und ausreichend zu schätzen, vergessen wir manchmal. Hier in dieser Stadt passiert das nach wie vor eine Spur seltener als anderswo. Unter anderem deswegen sind wir so gerne da.

Gegebenheiten der Zeit, zweitens. Die Wiederkehr des überwunden Geglaubten.

Folgendes scheint zunehmend eine der Grunderfahrungen der Gegenwart zu werden: Wir erwachen, es ist etwas passiert, plötzlich ist alles anders und wir sind es auch. Sie kennen das.

Wir erwachen, ein Virus braust über die Welt, alles für vertraut und verlässlich Gehaltene steht zur Disposition. Wir zweifeln an den geistigen Fähigkeiten der anderen, kurze Zeit später an den eigenen. Es gibt keine Rationalität mehr.

Oder: Wir erwachen, ein Krieg ist ausgebrochen, Bomben fallen, Menschen sterben, in der Ukraine, in Israel und Palästina, im Iran. Die monumentalen Leitbegriffe unseres aufgeklärten Daseins – Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit – wanken auf ihren Sockeln. Wir selbst sehen uns plötzlich auf (Copyright H. Rosa) *slippery slopes, in einer Welt rutschender Abhänge*, und wissen nicht mehr, ob es richtig ist, Waffen zu

liefern oder nicht, ob es gut ist, mit Gas zu heizen, oder, wie sehr es in Ordnung ist, die Toten zweier Seiten gegeneinander aufzurechnen.

Oder: Wir erwachen, eine Präsidentenwahl hat stattgefunden, und ein Mensch mit einem solide zweistelligen Intelligenzquotienten und einem numerisch nur wenig größeren Wortschatz hat gewonnen. Wir reiben uns die Augen und fragen uns, ob die Dinge real oder wir uns in einem weltumspannenden Alptraum befinden.

Es ist etwas passiert. Es ist vorüber und nicht mehr zu korrigieren. Es verändert unser Identitätsempfinden und wir können nichts dagegen tun. Wir erwachen und finden uns an Punkten wieder, von denen wir uns auf unseren Lebensreisen mit mehr oder minder hohem Aufwand wegbewegt haben. Wir sehen uns nicht mehr nur auf rutschenden Abhängen oder oben an der Kante einer Schlucht, sondern plötzlich wieder unten auf ihrem Grund, am Ausgangspunkt unseres Aufstiegs oder, schlimmer, an Orten, die wir aus eigener Erfahrung gar nicht, sondern nur aus den Erzählungen unserer Eltern und Großeltern kennen.

Wir finden uns wieder in Zonen des überwunden Geglaubten. Ungläubig staunend erleben wir dessen Wiederkehr.

Wir erleben den Sieg des einfachen Denkens über das differenzierte Abwägen, der bloßen Annahme über die profunde Analyse, der kognitiven Laune über den dialektischen Diskurs. Wir erleben den Sieg fundamentalistischer Borniertheit über wissenschaftliche Sorgfalt, des universell gehypten Hausverstandes über den Verstand. Wir erleben, unterm Strich, den Triumph der Dummheit. „Wer bin ich?“ „Wer bin ich eigentlich?“ Wir stehen vor der Frage, ob wir selbst bereits zu denen gehören, die in regressiver Passivität ganz gern dumm sind, also zur Hausverstands-Fraktion, und spüren hoffentlich auch am Grund dieser Schlucht, nach dem Corona- oder Donald-Trump-Moment, noch, wie nah der Hausverstand am gesunden Volksempfinden liegt. Dort wollen wir nicht hin, schätze ich, nicht zum Volk und schon gar nicht zum gesunden.

Wir erleben den Sieg der bloßen Behauptung über das Argument, des Aufstampfens über den leisen Schritt, des Gebrülls über den Zwischenton. Wir erleben den Sieg der Drohung über den Kompromiss, der Willkür über die Nachvollziehbarkeit. Wir erleben den Sieg des Brachialen über das Intellektuelle, den Sieg der Muskulatur über das Hirn. Wir erleben, unterm Strich, die Auferstehung des Soldaten und die Wiederkehr des Faustrechts. „Wer bin ich?“ „Wer bin ich eigentlich?“ Wir stehen vor der Frage, ob wir selbst bereits zu denen gehören, die in infantiler Aggressivität ganz gern einmal auf den Tisch hauen würden, oder zu denen, die begonnen haben sich vorzustellen, wie es denn wäre, eine Waffe zu besitzen.

Wir erleben schließlich den Sieg des Kapitals über die Moral, des Cash-Flows über das Mitgefühl, der Bilanz über die Humanität. Wir erleben, wie

Geld über Leichen geht, wie einige wenige aus ihren Bunkern oder von ihren Golfplätzen aus Hunderttausende ins Elend oder in den Tod schicken. Wir erleben, wie ein reicher Narr vor der ganzen Welt den Arm zum Hitlergruß hebt und diese ganze Welt, zu der wir auch gehören, sich fragt: „Darf er denn das?“ Keiner schreit auf, an Ort und Stelle, keiner prügelt ihn von der Bühne. Wir erleben, unterm Strich, das Wiedererwachen des Dämons oder – als jemand, der es inzwischen in Ordnung findet, ein Moralist zu sein, erlaube ich mir das sagen – eine Renaissance des Bösen. „Wer bin ich?“ „Wer bin ich eigentlich?“ Wir stehen vor der Frage, ob wir selbst zu denen gehören, die ganz gern einmal ihre private Sau rauslassen würden, so richtig. Vielleicht fühlt sich das gut an. Oder erinnern wir uns doch an die Dinge, die wir irgendwann einmal verinnerlicht haben. „Was du nicht willst, das man dir tu, ...“ (Kant für alle). Oder vielleicht „Niemals wieder!“ Erinnern wir uns?

Die Dummheit, die siegt. Das Faustrecht, das wiederkehrt. Das Böse, das grinsend den Kopf oder hitlergrüßend den Arm hebt. So sehr wir es uns auch weg wünschen – es sind die Gegebenheiten unserer Zeit, die Folie, vor deren Hintergrund wir gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen, die sich uns anvertrauen, versuchen, eine Antwort auf die Frage zu finden: „Wer bin ich?“ „Wer bin ich eigentlich?“ Das sollten wir uns vor Augen führen, täglich und gerade in dieser Stadt, in der man nach wie vor klug, differenziert und menschenfreundlich sein darf. (Was übrigens an Kopenhagen besser sein soll als an Wien, versteht außer den Dänen kein Mensch.)

So. Da man eine Geburtstagsrede, auch wenn sie key-note heißt, nicht mit dem Blick auf wenig erfreuliche Dinge enden lassen soll, am Schluss, sozusagen als Bonus-Track, noch eine Geschichte. Sie ist ziemlich kurz und wiederum ziemlich privat. Sie spielt in Wien und handelt von einem kleinen Mädchen und den Gegebenheiten der Zeit.

Unlängst war ich beim Friseur, und wie es sogar bei meinem Friseur, der ein enorm zuverlässiger Mensch ist, manchmal passiert, musste ich warten. Ich wurde in einem Drehstuhl geparkt und mit Kaffee und Zeitschriften versorgt, die ich sonst nicht lese, - Sie kennen das. Zwei Stühle rechts von mir saß der Grund der Verzögerung, eine junge Frau, deren Haar unter Zuhilfenahme von bunten Röllchen und Alufolie in eine für mich eher rätselhafte Form gebracht wurde. Die Frau hatte ihre Tochter dabei, ein geschätzt vierjähriges, ziemlich ausgeschlafenes Mädchen.

Das Mädchen tat, was vierjährige ausgeschlafene Mädchen zu tun pflegen, wenn sie merken, dass sich selbiges empfiehlt – es suchte nach Beschäftigung. Konkret spazierte es im Geschäftslokal herum, interessierte sich für Föns und Haarschneidemaschinen und blätterte in dem Bilderbuch,

das es dabei hatte. Nach einer Weile wurde der Kleinen offenbar langweilig. Sie kramte kurz in der Handtasche der Mutter und zupfte die Mutter dann am Friseurumhang. „Was willst du?“, fragte die Frau. „Darf ich I-Phone?“, fragte das Mädchen. „Nein“, sagte die Mutter. Wenig begeistert kletterte das Mädchen auf den freien Stuhl zwischen mir und der Mutter und legte das Bilderbuch in geschlossenem Zustand vor sich auf die Ablage. *Prinzessin Lillifee rettet das Einhornparadies*, das sah ich bei der Gelegenheit (Übrigens ein eher postfeministisches Mädchen-Bilderbuch). Eine Weile schaute das Mädchen vor sich hin, dann drehte es sich erneut zur Mutter. „Ich möchte I-Phone“, sagte es. „Wenn ich nein sage, ist es nein“, antwortete die Frau, „außerdem hast du dein Bilderbuch.“ Junge Mütter können sehr konservativ sein, fürchte ich, sogar in Situationen, in denen sie selbst aussehen, als kämen sie aus der Zukunft.

Das Mädchen blickte eine Zeitlang finster auf das geschlossen daliegende Bilderbuch, dann zog es plötzlich die Beine an, kniete sich auf den Stuhl und beugte sich nach vorn. Mit der einen Hand stützte es sich auf die Ablage, die andere legte es flach an den großen Spiegel vor uns. Mit einem triumphierenden Ausdruck im Gesicht begann es zu wischen, vorsichtig und sanft, von links nach rechts. „Was machst du da?“, fragte die Mutter alarmiert. „Ich schaue Lillifee“, sagte das Mädchen. „Aber das geht doch so nicht“, sagte die Mutter, „außerdem verschmierst du den Spiegel.“ Das Mädchen wischte seelenruhig weiter und sagte: „Du kennst dich da nicht aus.“

Du kennst dich da nicht aus. Ein vierjähriges Mädchen schaut im Spiegel beim Friseur Lillifee. Ein vierjähriges Mädchen, dem der erste Versuch der Kompensation seiner Langeweile, die Benützung des mütterlichen i-Phones, verweigert wird, spielt, indem es wischt, elektronisches Bilderbuchanschauen, das heißt, es fühlt sich ein in die Mutter, antizipiert, dass die sich ein wenig ärgern wird, und zeigt ihr, dass sie sich ihr I-Phone gern behalten darf, denn sie selbst, die Tochter, ist in höchst friedlicher Weise längst dort, wo Kinder in Relation zu den Vorstellungen ihrer Eltern meistens sind, nämlich ein Stück weiter.

Das ist das, worauf wir uns alle wirklich verlassen können. Dass die Kinder und Jugendlichen, mit denen wir zu tun haben, meistens schon ein Stück weiter sind.

Die (offene) Kinder- und Jugendarbeit der Stadt Wien scheint das seit 75 Jahren zu wissen. In diesem Sinn alles Gute zum Geburtstag!

Herzlichen Dank fürs Zuhören!